

1 Definition, Geschichte, Problemstellungen

1.1 Definition

In den Wissenschaften vom Verhalten haben Emotionen schon immer eine bedeutende Rolle gespielt. Dies gilt insbesondere für die Psychologie, die dem Aspekt des *Verhaltens* (einschließlich bestimmter biologischer Reaktionen des Organismus) noch den des *Erlebens* als zentrale Ebene der wissenschaftlichen Analyse an die Seite stellt. Entsprechend war die Frage, was eigentlich unter einer Emotion zu verstehen ist, von Anfang an ein wichtiges Thema der Emotionsforschung (James, 1884).

Gewöhnlich erwartet man, dass am Anfang der Erforschung eines Gegenstands dessen Definition steht. Für den Fall der *Emotion* begegnen wir hier allerdings einer Reihe von Schwierigkeiten (vgl. Frijda, 1986; Scherer, 1990). Zunächst einmal findet sich für emotionale Phänomene eine Vielzahl von sprachlichen Begriffen, z.B. Emotion, Gefühl, Affekt oder Stimmung, die sich allerdings nicht auf identische Sachverhalte beziehen, sondern in ihrer Bedeutung nur mehr oder weniger stark überlappen. Darüber hinaus besteht keine Übereinstimmung darin, welche Phänomene überhaupt als emotional anzusprechen sind. Während etwa bei Wut, Angst oder Freude Einigkeit herrscht, dass wir es hier mit Emotionen zu tun haben, gehen die Meinungen bei Phänomenen wie Überraschung, Interesse oder Verwirrung auseinander (Lazarus, 1991). Schließlich existieren unter Emotionsforschern sehr

unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich Anzahl und Strukturierung von Emotionen. Dementsprechend verwundert es nicht, dass Emotion auf sehr verschiedenartige Weise definiert wird. So haben etwa Kleinginna und Kleinginna (1981) in einer Übersicht mehr als hundert Definitionen dokumentiert.

Die Quellen dieser fehlenden Übereinstimmungen liegen in unterschiedlichen theoretischen Auffassungen und damit Konzeptbildungen über die Natur des zugrunde liegenden Phänomens. Deshalb ist es auch unrealistisch, als Ausgangspunkt der Erforschung eines bestimmten Sachverhalts zunächst dessen (verbindliche und möglichst umfassende) Definition zu erwarten. Eine derartige Definition ist immer an theoretische Annahmen gebunden und kann erst am Ende des Prozesses der Ausarbeitung einer entsprechenden Theorie geliefert werden.

Dennoch muss man die Darstellung zu einem Forschungsgebiet natürlich mit einer Bestimmung des zentralen Gegenstands der Analyse beginnen. In eine derartige »Arbeitsdefinition« müssten folgende Bestimmungsstücke eingehen (vgl. Lazarus, 1991; Scherer, 1990, 2005): (1) Emotionen bezeichnen Veränderungen in bestimmten Systemen des Organismus, die sich relativ schnell vollziehen und von eher kürzerer zeitlicher Erstreckung sind. (2) Diese Veränderungen werden ausgelöst durch die Bewertung eines externen

oder internen Vorgangs als sehr bedeutsam für die Ziele und Bedürfnisse des betreffenden Organismus. (3) Bei den Systemen handelt es sich nach Scherer (1990, 2005) um die Informationsverarbeitung, Versorgung, Steuerung, Aktion und Überwachung. Die Veränderungen sollen im Zustand einer ausgelösten Emotion aufeinander bezogen sein, also synchronisiert erfolgen.

Im System der *Informationsverarbeitung* vollzieht sich die Bewertung interner und externer Ereignisse im Hinblick auf die Frage, ob diese für den Organismus wichtige Veränderungen signalisie-

ren. Das *Versorgungssystem* dient der Energetisierung und Regulierung der mit einer Emotion verbundenen Handlungen. Die *Steuerung* leistet die Planung dieser Handlungen. Das *Aktionssystem* dient dem Ausdruck und der Kommunikation von emotionsbezogenen Reaktionen. Das *Überwachungssystem* kontrolliert und reflektiert die aktuellen Zustände der anderen Systeme. Subjektiv äußert sich die Aktivität dieses Systems als spezifischer Gefühlszustand. Entsprechend der Bestimmung dieser Subsysteme schlägt Scherer (1990, S. 6) folgende Arbeitsdefinition von Emotion vor:

»Emotionen bestehen aus der Abfolge von aufeinander bezogenen, synchronisierten Veränderungen in den Zuständen aller fünf organismischen Subsysteme. Diese Veränderungen werden ausgelöst durch die Bewertung eines externen oder internen Reizes als bedeutsam für die zentralen Bedürfnisse und Ziele des Organismus.«

Die sich in diesen Systemen vollziehenden Arbeitsprozesse sind an unterschiedliche Komponenten der Emotion gebunden. Damit lassen sich diese Prozesse über verschiedene emotionsrelevante Parameter erfassen. Generell kann man biologische, verhaltensmäßig-expressive und subjektive (bzw. kognitive) Parameter unterscheiden.

Prozesse der Informationsverarbeitung basieren vorwiegend auf der *kognitiven* Komponente der Emotion und werden deshalb in der Regel über subjektive Parameter (Selbstberichte) operationalisiert. Daneben ist aber auch eine Erfassung über objektive Verfahren möglich, deren Messintention (wie etwa bei vielen Reaktionszeitaufgaben) für den Probanden nicht durchschaubar ist. Gerade für Emotionen mit hoher Bedeutung für das Überleben des Organismus, z.B. Furcht, muss man aber auch mit der Beteiligung automatisierter, also *nichtkognitiver*, Prozesse rechnen. Derartige Prozesse, deren adap-

tive Funktion darin besteht, dass sie sehr schnell zu einer Verhaltensausslösung (z.B. Flucht) führen, werden im Wesentlichen durch subkortikale Strukturen, insbesondere die Amygdala, gesteuert (Öhman & Mineka, 2001). Das Versorgungssystem basiert dagegen auf neuroendokrinen Prozessen und einer Aktivierung des autonomen Nervensystems und wird über entsprechende Messmethoden erfasst. Aspekte der Steuerung lassen sich sowohl über subjektive Daten als auch über Verhaltensbeobachtung registrieren. Das Aktionssystem wird in erster Linie über verhaltensmäßig-expressive Daten, insbesondere aus dem Ausdrucksverhalten, operationalisiert. Das Überwachungssystem, das sich, wie erwähnt, in bestimmten Gefühlszuständen manifestiert, lässt sich primär über Selbstberichte, daneben aber auch über Fremdbeobachtung, erfassen. (Zu Messmethoden s. ►Kap.2 sowie Krohne, 2010; Krohne & Hock, 2007.)

1.2 Historischer Hintergrund

In diesem Buch geht es um ein spezielles Thema der Emotionsforschung, die Beziehung zwischen Persönlichkeit und Emotionen. Wir stellen hier die Frage nach der Existenz *überdauernder Persönlichkeitsmerkmale* in Bezug auf die Emotionalität des Menschen. Dieser persönlichkeitspsychologische Ansatz befasst sich also mit verschiedenen Aspekten der individuellen Unterschiedlichkeit emotionaler Funktionen und der Bestimmung von Persönlichkeitsdimensionen innerhalb des emotionalen Reagierens und der Regulation von Emotionen.

Dieses Thema hat in der Geschichte der Psychologie eine lange Tradition. Seit Emotionen wissenschaftlich erforscht werden, hat man auch über ihre Beziehung zu anderen Merkmalen des Individuums nachgedacht. Bereits in der Antike spekulierten Hippokrates (ca. 460–370) und nach ihm Galen (ca. 129–200) über den Einfluss chemischer Vorgänge im Körper (die sog. *Körpersäfte* oder »humores«) auf die Ausprägung der Temperamente *sanguinisch*, *melancholisch*, *cholisch* und *phlegmatisch*, die wiederum die persönlichkeitspezifische Grundlage emotionalen Verhaltens bilden sollten. Diese antike Spekulation beeinflusste ganz wesentlich die Philosophie, Kunst, Literatur und Medizin der frühen Neuzeit. So hat etwa Kant (1798/1964) in seinem Werk »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht« die Vorstellung dieser vier Temperamente wieder aufgenommen und im Hinblick auf

ihre Bedeutung als emotionale Grundlage der Persönlichkeit ausführlich beschrieben. Dabei stellte er auch bereits Überlegungen zu den Beziehungen innerhalb dieser vier Temperamente an (Kant, 1798, S. 262).

Auch in der modernen Psychologie hat diese antike Temperamentlehre in ihrer Wiederaufnahme durch Kant Spuren hinterlassen. So unterscheidet Wundt (1903) Menschen hinsichtlich Schnelligkeit und Intensität der Gefühlsentstehung. Die durch Kombination von jeweils zwei Ausprägungen dieser Dimensionen (schnell/langsam bzw. stark/schwach) resultierende Ordnung personspezifischer Emotionalität entspricht dabei im Wesentlichen den vier Temperamenten des Hippokrates. So sollen etwa Choleriker durch eine schnell ausgelöste und starke Gefühlsentstehung gekennzeichnet sein, während Phlegmatiker durch das entgegengesetzte Reaktionsmuster beschrieben werden. In der neueren Persönlichkeitsforschung bezieht Eysenck (1967) seine zentralen Dimensionen *Extraversion-Introversion* und *Emotionale Labilität-Stabilität* (► Kap. 5) ausdrücklich auf die antike Temperamentlehre in ihrer Reformulierung durch Wundt. Dabei sollen hohe Ausprägungen in Labilität und Extraversion dem cholischen, in Labilität und Introversion dem melancholischen, in Stabilität und Introversion dem phlegmatischen und in Stabilität und Extraversion dem sanguinischen Temperament entsprechen (vgl. Eysenck & Eysenck, 1985, Figure 8).

1.3 Frühe naturwissenschaftliche Ansätze: Darwin, Freud, James, Cannon

Auch wenn die antike Temperamentlehre und ihre neueren Rekonstruktionen im

Lichte der modernen Physiologie, Endokrinologie oder Persönlichkeitspsychologie

als zu starke und damit unangemessene Vereinfachungen erscheinen, so ist es doch unbestritten, dass Intensität, Dauer und Qualität ausgelöster Emotionen wesentlich von bestimmten Charakteristika der betreffenden Person abhängen (Frijda, 1986; Watson, 2001). Emotionen sind also nicht nur Funktion der konkreten Situation, sondern werden immer auch durch Merkmale der einzelnen Person determiniert (Arnold, 1960; Lazarus, 1991). Diese Überzeugung findet sich implizit bereits bei Darwin (1872/1965), der den Emotionen eine adaptive Funktion innerhalb der Evolution zuweist. Eine derartige Annahme ist aber letztlich nur sinnvoll, wenn gleichzeitig stabile individuelle Differenzen bei emotionalen Reaktionen betrachtet werden. Was sich im Gefolge der Evolution an Verhaltensmustern herausgebildet hat, darf also nicht nur im Hinblick auf Beziehungen zwischen den Arten, sondern muss auch in Begriffen interindividueller Unterschiede innerhalb einer Art gesehen werden. Derartige Unterschiede sind nämlich das einzige Material, an dem die Selektion systematisch ansetzen kann (vgl. auch Merz, 1984).

Noch deutlicher wird der Bezug zur Persönlichkeit, wenn man die Rolle der Emotionen bei psychopathologischen Erscheinungen analysiert. So ist im Werk Freuds, beginnend mit seinen ersten Arbeiten zur Hysterie und Angstneurose (Freud, 1893/1971b, 1895/1971c), die Beziehung zwischen Persönlichkeit und Emotionen ein zentrales Thema. Für Freud enthalten Emotionen stets Elemente, die über die unmittelbar gegebene Situation hinausreichen (z. B. *personenspezifische*, d. h. dispositionell determinierte *Bewertungen*) und so gewissermaßen verschiedene Situationen für eine Person verbinden. Die Person trägt diese Elemente in die Situation hinein, so dass die Emotion zwar durch die Situation ausgelöst wird, eine wesentliche Determinante aber im Individuum liegt (vgl. Funder, 2008).

Das Interesse an Persönlichkeitsunterschieden trat zurück mit dem Aufkommen einer primär an physiologischen Prozessen orientierten Emotionsforschung (z. B. Dunlap, 1928). Die Kontroverse um die Theorien von James (1884, 1890) bzw. Lange (1887) und Cannon (1927) ließ wenig Raum für eine differentialpsychologische Betrachtung. Erst die Aufdeckung vergleichsweise stabiler interindividueller Unterschiede im Muster neurophysiologischer Reaktionen durch Wenger (u. a. 1941; vgl. auch Freeman & Pathman, 1942) und deren systematische Erforschung in den Arbeitsgruppen von Lacey (Lacey, 1950; Lacey & Lacey, 1958) und Malmo (Malmo & Shagass, 1949) verstärkten wiederum das Interesse an Persönlichkeitsmerkmalen. Hinzu kam, dass bei der Analyse der Reaktionen auf extreme Stressbelastung, insbesondere im Zusammenhang mit Ereignissen des Zweiten Weltkriegs (vgl. Eysenck, 1944; Grinker & Spiegel, 1945; Janis, 1951), die Bedeutung interindividueller Unterschiede erneut deutlich wurde.

Diese Entwicklung wurde durch das Aufkommen neuerer biopsychologischer Theorien weiter verstärkt. Im Hinblick auf Emotionen wird in derartigen Ansätzen gefragt, welche biologischen Strukturen und Prozesse für die Auslösung aktueller Emotionen wie auch für die Ausprägung vergleichsweise stabiler individueller Unterschiede im emotionalen Erleben und Verhalten verantwortlich sein könnten. Die Theorien ziehen neuroanatomische, neurophysiologische und biochemisch-endokrine Parameter heran, um individuelle Unterschiede bei der Neigung zu bestimmten emotionalen Reaktionen (z. B. Angst) zu erklären. Wichtige Vertreter dieser Richtung sind Eysenck (1967; vgl. auch Eysenck & Eysenck, 1985), Gray (1982; vgl. auch Gray & McNaughton, 2000), Cloninger (1986) sowie Zuckerman (1991). Neuere speziell neurowissenschaftlich fundierte Ansätze wurden u. a. von Davidson (1998a; 2000), LeDoux (1996) und Panksepp

(1998) vorgestellt. Übersichten über derartige biopsychologische Ansätze finden

sich u. a. in Hennig und Netter (2005a), Stelmack (2004) und Stemmler (2002).

1.4 Problemstellungen und Perspektiven

Wallbott und Scherer (1985) beschreiben vier Problemstellungen, um die die gegenwärtige Emotionsforschung zentriert ist: die Analyse der Rolle antezedenter Situationen bei der Emotionsauslösung, den Nachweis differentieller Emotionsmuster für diskrete Emotionen, die Identifizierung personenspezifischer Reaktionsmuster sowie die Frage nach der Kontrolle und Regulation von Emotionen in sozialen Interaktionen. Es ist offensichtlich, dass diese Fragestellungen auch einen Bezug zur Persönlichkeitsforschung haben.

Was die Rolle *antezedenter Situationen* betrifft, so hängt die Beantwortung der Frage nach der Rolle von Personmerkmalen davon ab, ob Situationen mittels objektiver oder subjektiver Parameter erfasst werden (vgl. Krohne, 1990; Lazarus, 1990, 1991, 2005; Magnusson & Stattin, 1982). Bei Verwendung objektiver Kriterien wird die Situation durch ökologische, räumliche, geographische, architektonische oder organisationsbezogene Strukturen beschrieben, unabhängig davon, wie das betroffene Individuum die jeweiligen Merkmale interpretiert. (Für die objektive Bestimmung von Situationen vgl. u. a. Levi & Andersson, 1975; Levine & Scotch, 1970; McGrath, 1970; Mechanic, 1975.) Subjektive Kriterien beziehen sich auf die »psychologische« Situation, d. h. die Art und Weise, wie eine Person ihre physikalische oder soziale Umwelt wahrnimmt. Wesentliche Dimensionen sind hier etwa die erlebte Kontrollierbarkeit einer Situation (Averill, 1973; Seligman, 1975) sowie die antizipierten Konsequenzen von Ereignissen und eigenen

Verhaltensweisen (vgl. u. a. Bandura, 1977; Mischel, 1973). Proponenten dieses auf Lewin (1935) zurückgehenden Ansatzes sind u. a. Bandura (1997), Lazarus (1991; Lazarus & Launier, 1978) und Mischel (1973; Mischel & Shoda, 2008).

Für die subjektive Konzeptualisierung situativer Antezedenzen von Emotionen liegt die Bedeutung von Personmerkmalen auf der Hand. So werden beispielsweise hochhängstliche Personen viele Situationen (z. B. Prüfungen) im Hinblick auf Kontrollierbarkeit und Konsequenzen anders interpretieren und damit vermutlich in ihnen auch emotional anders reagieren als niedriggängstliche (► **Kap. 7** sowie Krohne, 2010). Aber auch bei objektiver Situationsbeschreibung sollte die Einbeziehung von Persönlichkeitsvariablen die Güte der Verhaltensvorhersage erhöhen. Selbst wenn beispielsweise zwei Personen eine Stresssituation im Sinne der genannten Strukturen gleich interpretieren, müssen ihre emotionalen Reaktionen noch nicht identisch sein. Personmerkmale wie *Stressresistenz* (*Hardiness*; Kobasa, 1979; ► **Kap. 9**) oder die unterschiedliche Verfügbarkeit über *Bewältigungsressourcen* (z. B. die Fähigkeit, soziale Unterstützung zu erlangen; vgl. z. B. Cohen & Wills, 1985; Sarason & Sarason, 1982) sollten hier einen moderierenden Einfluss haben.

Die zweite von Wallbott und Scherer genannte Problemstellung bezieht sich auf die Kontroverse zwischen Vertretern einer *allgemeinen Aktivierungstheorie* und Proponenten eines Modells *diskreter Emotionen*. Für Vertreter der ersten Richtung (u. a. Duffy, 1962) ist unterschiedliches

emotionales Erleben im Wesentlichen Ausdruck kognitiver (attributiver) Prozesse auf der Basis erhöhter, jedoch unspezifischer allgemeiner Erregung (Schachter & Singer, 1962; vgl. auch Reisenzein, 1983). Nach dem Modell diskreter Emotionen (Ekman, 1999; Izard, 2007; Plutchik, 1980; Scherer, 2005) soll sich dagegen eine begrenzte Zahl von Emotionen auf verschiedenen Erhebungsebenen (biologischer, verhaltensmäßig-expressiver, subjektiver) unterscheiden lassen. Neuere Forschungen speziell aus dem Bereich der Neuropsychologie konnten eine höchst komplexe Vernetzung der verschiedenen an der emotionalen Aktivierung beteiligten neuroanatomischen Strukturen nachweisen. Die Beschreibung der auf diesen verschiedenen Strukturen basierenden qualitativ unterschiedlichen Reaktionsmuster (vgl. u.a. Stemmler, 2004) lässt damit eine eindimensionale Konzeption von Aktivierung als wenig fundiert erscheinen.

Auch von Seiten der Persönlichkeitsforschung könnte in mehrfacher Hinsicht ein Beitrag zur Klärung dieser Kontroverse geleistet werden. So wäre etwa zu beachten, dass Menschen offenbar in unterschiedlichem Ausmaß dazu in der Lage sind, ihre physiologische Erregung wahrzunehmen und in spezifisches emotionales Erleben (Blascovich, 1990; Katkin, 1985) bzw. Verhalten (Sifneos, 1973) umzusetzen (*Interozeptionsfähigkeit*, ► Kap. 4). Darüber hinaus müssten auch die Entwicklungsbedingungen der Emotionalität differentiell erforscht, also die *interindividuell variablen Lernbedingungen* für emotionales Erleben und Verhalten in Beziehung gesetzt werden zur späteren emo-

tionalen Entfaltung (u. a. Dunn, 2004; Lewis & Saarni, 1985; Saarni & Harris, 1989).

Der dritte Komplex, die *personenspezifischen Reaktionsmuster*, spricht unmittelbar die Persönlichkeitsforschung an. Dabei lassen sich zwei Zugangsweisen unterscheiden. In einem primär *deskriptiven Zugang* werden interindividuelle Differenzen im emotionalen Reagieren betrachtet und auf transtemporale und transsituative Konsistenz hin überprüft. Bei einer eher *explikativen Betrachtung* wird demgegenüber nach den persönlichkeitspezifischen Ursachen vergleichsweise stabiler individueller Differenzen bei einzelnen emotionalen Reaktionen (z. B. Angst) gesucht.

Der vierte Problembereich, die Analyse *sozialer Kontrolle und Regulation von Emotionen*, kann sowohl stimulus- als auch personbezogen (oder im Hinblick auf die Interaktion zwischen beiden) betrachtet werden. Mit Konzepten wie »feeling rules« (Ekman & Friesen, 1975) oder »display rules« (Hochschild, 1979; Saarni, 1985) wird der interaktive Aspekt betont. *Feeling rules* beziehen sich dabei auf die vom Individuum erlebte Notwendigkeit, eine wahrgenommene Diskrepanz zwischen seinem momentanen Gefühlszustand und dem für bestimmte Situationen normativ geforderten Zustand durch bestimmte Techniken der Emotionsregulierung zu verringern. *Display rules* beschreiben demgegenüber das durch individuelle Überzeugungen gesteuerte Bemühen einer Person, bestimmte Gefühlszustände durch unterschiedliche Techniken (u. a. Abschwächung, Hemmung, Dissimulation oder Verstärkung) darzustellen.

1.5 Plan des Buches

Bei der Analyse der Beziehung zwischen Persönlichkeit und Emotionen lassen sich, wie

erwähnt, zwei Zugangsweisen unterscheiden. Arbeiten wie die von Lacey (1950) oder

Malmö und Shagass (1949) sind primär um Reaktionsunterschiede zentriert; d. h., individuelle Unterschiede bei emotionsbezogenen Prozessen und Reaktionen (z. B. in der Herzrate) werden als vergleichsweise stabile Persönlichkeitsmerkmale betrachtet (vgl. Fahrenberg, 1986). Derartige Ansätze verzichten also zunächst auf eine persönlichkeits-theoretische Erklärung dieser Differenzen. Dieser Zugang wird deshalb als *deskriptiv* bezeichnet. In den erwähnten Arbeiten Freuds (aber auch in dem eingangs angesprochenen Modell Eysencks) werden dagegen Persönlichkeitsmerkmale theoretisch bestimmt (z. B. die Persönlichkeitsdisposition Extraversion oder die Tendenz zu bestimmten Angstabwehrmechanismen) und sodann zu Vorhersagen und Erklärungen interindividueller Unterschiede bei emotionalen Reaktionen und damit zusammenhängenden Verhaltensweisen (z. B. Angst und Vermeidung) herangezogen. In diesen Ansätzen geht es also nicht in erster Linie um die Beschreibung emotionsrelevanter *Reaktionsunterschiede*, sondern um das Aufzeigen von *Verursacherunterschieden*. Wir nennen diesen Zugang, der häufig auch Interaktionen von Person und Situation einschließt (vgl. Funder, 2008), deshalb *explikativ*.

Eine in jüngster Zeit verstärkt verfolgte Variante innerhalb des explikativen Zugangs kritisiert insbesondere das einfache Ursache-Wirkungsdenken bei der Analyse der Beziehung zwischen Persönlichkeit und Emotionen. Tatsächlich herrschen hier, wie insbesondere in der Stressforschung deutlich wird, komplexe Interaktionen und Rückmeldungen zwischen Situation, Person und Emotionen (Krohne, 2010; Lazarus & Launier, 1978; Stemmler, 2002). Persönlichkeit könnte hier, wie schon die frühen Forschungen zu individuellen Differenzen bei Reaktionen auf extreme Stressereignisse andeuteten (z. B. Janis, 1951), eine *Moderatorfunktion* im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen emotionsauslösendem

Ereignis und resultierenden Emotionen einnehmen.

Wir beginnen mit verschiedenen Ansätzen zur Messung emotionsbezogener Merkmale (►Kap. 2). Sodann werden (biologische und psychologische) Dimensionen vorgestellt, die interindividuelle *Reaktionsunterschiede als Persönlichkeitsmerkmal* konzipieren, also eher eine *deskriptive Orientierung* erkennen lassen (►Kap. 3 und 4). Die in diesen beiden Kapiteln darzustellenden Konstrukte bilden, über die Einteilung in biologische und psychologische Ansätze hinaus, eine recht heterogene Gruppe. Einige sind hinsichtlich ihres Beitrags zur aufgeklärten Varianz beobachteter Daten sehr eng angelegt (z. B. der *Zirkadiane Rhythmus* oder die *Alexithymie*), andere sind empirisch auf eine Vielzahl erlebnis- und verhaltensmäßiger Dimensionen bezogen (z. B. der *Affektive Stil*). In einigen Konstrukten drücken sich unmittelbar individuelle Differenzen in der Emotionalität aus (etwa, auf biologischer Ebene, in der *Hemisphären-Asymmetrie* oder, auf psychologischer Ebene, in der *Emotionalen Expressivität*). Andere sind dagegen nur indirekt auf individuelle Unterschiede in der Emotionalität bezogen, und zwar über Variablen, die das emotionale Erleben beeinflussen, wie z. B. die Wahrnehmung viszeraler Aktivitäten bzw. körperlicher Symptome (*Interozeption*). Einige Konzepte sind eindeutig deskriptiv (z. B. die *Individualspezifischen Reaktionsmuster*), während andere (z. B. die *Emotionale Intelligenz* oder die *Emotionale Expressivität*) eng auf weitere Persönlichkeitskonstrukte bezogen sind und damit auch eine gewisse erklärende Funktion besitzen.

Danach wechselt die Perspektive zum *explikativen Zugang*. Es wird aufgezeigt, wie bestimmte theoretische Konstruktionen zur Erklärung interindividueller Differenzen bei emotionalen Reaktionen und damit zusammenhängenden Verhaltensweisen herangezogen werden (Bates,

Goodnight & Fite, 2008). Zunächst werden mit den Ansätzen von Eysenck und Gray zwei wesentliche Theorien zu emotionalen Persönlichkeitsmerkmalen beschrieben (►Kap.5). Danach folgen Kapitel zu zentralen emotionsrelevanten Spektren der Persönlichkeit. Diese lassen sich nach der zentrale Valenz (positiv, negativ, antisozial) derjenigen Emotionen klassifizieren, die im Mittelpunkt dieser einzelnen Konstrukte stehen. Dementsprechend werden diese drei Spektren *Positive Emotionalität* (►Kap.6), *Negative Emotionalität* (►Kap.7) und *Antisoziale Emotionalität* (►Kap.8) genannt.

►Kap.9 erweitert diesen Ansatz. Persönlichkeitsmerkmale werden nunmehr als *Moderatoren* der Beziehung zwischen Umweltereignissen und emotionalen Verhaltensweisen betrachtet. Dieser Ansatz geht von der Annahme aus, dass ein bestimmtes Ereignis nicht bei allen, sondern nur bei *spezifisch disponierten* Personen emotionale Reaktionen hervorruft. Behandelt werden hier u. a. Ansätze wie *Kontrollüberzeugung*, *Optimismus*, *Kontrollbedürfnis* und *Typ A-Verhaltensmuster* sowie *Stressanfälligkeit*

versus Stressresistenz. Im Gegensatz zu den in den ►Kap.6 bis 8 vorgestellten Konstrukten, die explizit auf die Manifestation einer bestimmten Emotion hin konzipiert worden waren (Ängstlichkeit etwa im Hinblick auf die Auslösung aktueller Angst), sind die in ►Kap.9 zu behandelnden Merkmale nicht per se über bestimmte Emotionen definiert. Vielmehr kommt es hier nur beim Zusammentreffen bestimmter Situations- und Personenmerkmale zur Auslösung einer spezifischen Emotion. So wird beispielsweise die Konfrontation mit Schwierigkeiten bei der Lösung eines wichtigen Problems nur bei Personen mit einer geringen Ausprägung in Optimismus zu Verzweiflung und Resignation führen.

Im abschließenden ►Kap.10 werden die vorgestellten theoretischen Ansätze zunächst *kritisch bewertet*. Anschließend wird der Versuch einer *Integration* zentraler Annahmen und empirischer Befunde unternommen. Schließlich wird ein Ausblick auf weiteren *Forschungsbedarf* und mögliche *Anwendungen* der gesicherten Ergebnisse in diesem Gebiet gegeben.

2 Die Messung emotionsbezogener Merkmale

2.1 Emotionsbezogene Konstrukte und ihre empirische Erfassung

Aktuelle emotionale Zustände wie auch emotionsbezogene Persönlichkeitsmerkmale lassen sich auf drei »Ebenen«, der *subjektiven (erlebnisdeskriptiven)*, *verhaltensmäßig-expressiven* und *biologischen (physiologischen)*, empirisch erfassen (vgl. etwa Krohne, 2010; Krohne & Hock, 2007). Diese Bestimmung mag zunächst unmittelbar einleuchten, ist jedoch tatsächlich mit einer Reihe von Vorbehalten verbunden: (1) Man muss sich darüber im Klaren sein, dass weder der aktuelle emotionale Zustand als solcher noch ein emotionsbezogenes Persönlichkeitsmerkmal unmittelbar beobachtet werden können. (2) Die sog. »Drei-Systeme-Strategie« (Lacey, 1967; Lang, Rice & Sternbach, 1972) der Organisation emotionsbezogener Variablen berücksichtigt nicht, dass zu jeder der drei Ebenen sehr viele und sehr unterschiedlich operierende Systeme beitragen. (3) Diese einzelnen Systeme weisen selbst innerhalb einer Ebene und erst recht zwischen den einzelnen Ebenen meist nur eine geringe Kovariation auf, so dass es unzulässig ist, Emotionalität auf nur einer Ebene und dort nur durch jeweils einen Indikator (etwa den Selbstbericht) beschreiben zu wollen. Auf jeden dieser Vorbehalte soll im Folgenden etwas ausführlicher eingegangen werden.

(1) Emotionsbezogene Zustände und Persönlichkeitsmerkmale können nicht unmittelbar beobachtet werden. Registrieren kann

man immer nur bestimmte Phänomene, beispielsweise, dass jemand in einer bestimmten Situation schwitzt, stottert, errötet oder sagt, dass er »aufgeregt« sei. Objektiv feststellen kann man auch, dass eine Person in einem bestimmten Fragebogen einzelne Feststellungen bejaht und andere verneint. Alle diese Phänomene können im Prinzip von jedem Beobachter in gleicher Weise registriert werden. Das heißt nun aber nicht, dass damit auch schon die *Bedeutung* dieser Phänomene festliegt. Um dem Beobachteten seine theoretische Bedeutung zu verleihen, führt die Psychologie gedankliche Konstruktionen ein, die sog. *theoretischen Konstrukte*. Wichtige Konstrukte der Psychologie sind Intelligenz, kognitive Stile und eben auch emotionsbezogene Sachverhalte wie Ärger, Trauer oder Angst und die entsprechenden Persönlichkeitsmerkmale Ärgerneigung, Depressivität oder Ängstlichkeit. Konstrukte sind Theorien über einen bestimmten Sachverhalt, z.B. Ängstlichkeit, der in verschiedenen Beobachtungssituationen (also auch in unterschiedlichen Erhebungsverfahren) relevant wird. Aus der Perspektive des Konstrukts fungieren diese Situationen bzw. Verfahren als dessen *empirische Indikatoren*, d. h., sie *operationalisieren* bestimmte Konstruktaussagen.

Ein theoretisches Konstrukt ist dabei niemals mit nur einem »Strang« in der Welt beobachtbarer Phänomene verankert (vgl. Krohne, 2010). Das Konstrukt

Ängstlichkeit etwa ist also nicht identisch mit Reaktionen in einem bestimmten Angstfragebogen. Vielmehr ist ein Konstrukt auf eine mehr oder weniger große Zahl unterschiedlicher Phänomene bezogen, z.B. Antworten in verschiedenartigen Testverfahren, klinische Diagnosen, von Beobachtern registrierte Verhaltensäußerungen oder Reaktionen in psychophysiologischen Messanordnungen. Die Bedeutung eines theoretischen Begriffs wie Ängstlichkeit ergibt sich dann aus dem Ort, den dieser in einem sich herausbildenden Netzwerk von Beziehungen, dem sog. »nomologischen Netz« (Feigl, 1958), einnimmt. Der Prozess der Entwicklung dieses Netzwerks ist niemals abgeschlossen. Ein Konstrukt bezeichnet nur die augenblicklich bekannte Konstellation in diesem Bereich. Konstrukte sind also durch »Bestimmungslinien« mit der Welt der beobachtbaren Phänomene verbunden. Anhand dieser Linien wird festgelegt, welche Elemente zur Klasse konstruktsspezifischer Merkmale gehören.

(2) Die *Drei-Systeme-Strategie* zur Erfassung emotionsrelevanter Merkmale stellt eine starke Vereinfachung der tatsächlichen Manifestation von Emotionen dar. Der Ansatz berücksichtigt nämlich nicht, dass wir es nicht nur mit drei globalen, sondern mit sehr vielen, z.T. sehr spezifischen Systemen zu tun haben, die zudem, wie im nächsten Punkt angesprochen wird, häufig nur eine geringe Kovariation aufweisen. Besonders auf der Ebene der physiologischen Prozesse sind sehr unterschiedliche Systeme (z.B. kortikale, limbische oder kardiovaskuläre) an der Manifestation von Emotionen beteiligt. Ähnliches gilt für die verhaltensmäßig-expressive Ebene, wobei hier noch hinzukommt, dass die einzelnen Systeme in ihrem Operieren von der betreffenden Person in unterschiedlichem Maße gesteuert werden können. So ist etwa verbales Verhalten besser steuerbar als die Körperhaltung oder das Ausdrucksverhalten.

(3) Innerhalb einer Ebene weisen die Indikatoren von Emotionalität häufig nur geringe Kovariationen auf. Dies gilt insbesondere für die biologischen (physiologischen) und verhaltensmäßig-expressiven Variablen, während die Indikatoren auf subjektiver Ebene, also die Selbstbeurteilungen der Emotionalität, untereinander generell recht ausgeprägte Zusammenhänge zeigen. Allerdings sind die auf der subjektiven Ebene erhobenen Daten mit den Daten aus den beiden anderen Ebenen meist nur sehr schwach korreliert (vgl. Myrtek, 1998). Dieser Sachverhalt zwingt zu einer multimodalen Diagnostik von Emotionen (Fahrenberg & Wilhelm, 2009). Bei den subjektiven Beschreibungen von Emotionen kommen dabei insbesondere Fragebogen und Eigenschaftslisten zum Einsatz. Verhaltensmäßig-expressive Reaktionen manifestieren sich in Mimik, Vokalisation, motorischen Reaktionen, nonverbalen Erregungsanzeichen sowie bestimmten verbalen Indikatoren. Bei der Registrierung physiologischer Prozesse werden zentralnervöse, peripherphysiologische, muskuläre, endokrine sowie immunologische Parameter herangezogen (vgl. Krohne, 2010; Peper & Lüken, 2002).

Die nur geringen Kovariationen zwischen einzelnen Emotionsindikatoren und die sich daraus ableitende Notwendigkeit einer multimodalen Diagnostik verweisen zugleich auf Schwierigkeiten bei der Validierung dieser Indikatoren im Sinne des *Multitrait-Multimethod-Ansatzes* von Campbell und Fiske (1959; vgl. auch Krohne & Hock, 2007). Dieser Ansatz geht davon aus, dass die Korrelationen zwischen den aus verschiedenen Erhebungsmethoden (Ebenen) stammenden Indikatoren eines bestimmten Konstrukts (etwa der Emotion Angst) deutlich höher ausfallen sollen (konvergente Validität) als die Korrelationen zwischen den Indikatoren verschiedener Konstrukte (etwa der Emotionen Angst und Ärger) aus derselben Ebene (diskriminante Validität). Würde man bei